

VERONA ZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Neujahrs-Gruß. Zeichnung von L. Venus, Gedicht von Johannes Trojan. — Die Gemüthlichkeit der Wohnung. Von Jacob Falke. — Einer von der gentolette. Nach dem eigenen Gemälde gezeichnet von Professor B. Gautier. — Ich denke an Beronika von G. (mit Biquette von P. Grot' Johann). — Wirthschaftsplaudeereien.

Trojan. — Tannendunkel, Tannenbelle. Eine Weihnachtserzählung von Wilhelm alten Garde. Von Karoline Bauer (mit Illustration von B. Kleinmichel). — Mordein! Gedicht von Friedrich Bodenstedt, comp. von Richard Bierst. — Die Mode. — Nebus. — Auflösung des Logogrphy's Seite 390 — Correspondenz.

Friede



Willkommen neues Jahr!
Tritt ein in unsre Mitte
Mit lebensfrohem Schritte,
Schnee-Rosen in dem Haar!

Die Zukunft, noch verhüllt —
O, daß sie, guter Mächte
Sendbotin, Frieden brächte,
Bis sich das Jahr erfüllt!

Blickt auf zum Himmel klar!
Wenn nichts als Trost uns bliebe,
Als Hoffnung, Glaub' u. Liebe:
Willkommen neues Jahr!

Johannes Trojan.

Tannendunkel, Tannenhelle.

Eine Weihnachtserzählung von Wilhelm Jensen.

Er hat Eile, denn ihm droht Verspätung, und es ist, als ob er eine Ahnung davon besitzt. Es ist überhaupt, als ob er etwas Lebendiges, Mitcalcutirendes, Mitempfindendes besitzt. Sein Schrei klingt warnend, vergnüglich, melancholisch, immer verschieden, wie die Stimmungen der Menschen. Er hastet vorwärts, athemlos, in toller Ekstase und hält plötzlich an, um Luft zu schöpfen, wie Menschen es physisch und psychisch thun. Nun in das glänzende Lichtermeer hinein, in wimmelnde, vielsprachige Menge. Alles drängt sich um ihn, ist nur für ihn da, fragt wie lang er bleibt, wohin er geht. Und nun aus der lärmenden Gesellschaft wieder hinaus in die Nacht, in die Einsamkeit, in die sturmschnell fortwirbelnden und doch auch schneckenlang dahin kriechenden Gedanken.

Je nachdem man sich mit ihm, in ihm, oder hoch über ihm befindet. Wenn man auf hohem Bergesgipfel steht, da kriecht er tief zu Füßen durch das bunte Land, unsäglich langsam für den Blick, der in einer Secunde die unermessliche Weite überschneidet — man begreift nicht, daß er jemals an sein fernes Ziel gelangt. Doch wird man selbst von ihm mit fortgetragen und blickt hinaus, wie die Felser sich gleich Bändern aufrollen, und die Berge sich drehen, wie Baumstämme und Häuser fliegen, wie die menschlichen Figuren am Wege gleich den Puppen eines Schattenspiels vorbeiziehen, da erscheint er rasend wie ein Zwillingbruder der Windsbraut, als könne es auf unserm kleinen Planeten keine Entfernung geben, die er nicht, dem Gedanken gleich, im Nu erreiche.

Und doch gibt es Eins, das schneller ist, als er und schneller auch, als die Gedanken der Menschen, die darnach jagen. Das wie ein wind schnelles Wild stets den Nachschreibern voraus entflieht, wie ein phantastisches Gebild, das, aus anderen Sphären gekommen, tausendfarbig leuchtend und glühend in Menschenhöhe über unserer Erde dahinjagt. Millionen Hände haften nach ihm in jeder Secunde, sie stoßen sich beiseit, sie stürzen sich übereinander. Und Einer von ihnen vielleicht gelingt es, daß sie mit weit geöffneten Fingern den wallenden Schleier des schwebenden Gebilds erreicht, daß sie ihn aufschauend faßt und hält —

Da zerrinnt es unter der Hand in Nebel, in flatternden Dunst. Betäubt blickt der Vielbededete, Betrogene hinterdrein — und vor ihm winkend und lächelnd in neuer, veränderter Gestalt schwebt sie wieder, die Sirene von anderen Gestirnen — das Glück.

Gibt es Keinen, der nicht nur den trügerischen Goldwolken-schleier ihres Hauptes, der sie selbst wirklich umfaßt und mit starken Armen sich zu eigen gewann — Keinen aus der ganzen großen, ruhlosen Menschheit, die seit Jahrtausenden ihr nachjagt in unablässigem Wettlauf, gleich der Sturmeseile eines kochend, schreiend, donnernd dahindrasenden Eilzugs?

Oder ist er auch darin ihr getreues Bild? Nun jubelt er mit langgebehtem Schrei auf, grüne und rothe Lichter begrüßen ihn, langsamer rollt er an altverfallenden Häusern, zwischen die sich felsam hohe, kaum vollendete Palläste mischen, vorüber. Ein feurriger Dunst liegt wie eine Decke weithin in der Luft gebreitet, hoch über ihm steigt ein schattenhafter Thurm empor, eine von Gasflammen und hellerleuchtenden Kaufläden blizende Straße kommt heran und gleißt wie ein Juwel aus dem Dunkel und dreht sich vorüber. Immer langsamer, dann hält der Zug.

Liegen wirklich die finsternen Tannenwälder, die er kaum noch durchsehte, so schweigend und regungslos noch drüben? Funkeln die Sterne noch ebenso über den schwarzen Bergkluppen, die lautlos, unbeweglich gegen den dunklen Horizont heraufsteigen, als ob keines Menschen Fuß sie noch jemals betreten, als ob keines Menschen Gedanke noch darüber geschwebt?

Licht und Lärm der großen Stadt! Fast plötzlich, unvermittelt, beinahe unbegreiflich. Was will diese Menschenfluth? Weshalb rufen, drängen, wogen sie durcheinander? Haben die Sinen, die forteilten, das Glück erreicht? Stehen die Andern, die in die Wagen steigen, im Begriffe, es zu erlangen?

Vor zehn Minuten noch tiefmächtige Stille und Finsterniß, jetzt schrille Stimmen und grelles Licht allüberall.

„Zehn Minuten Aufenthalt!“
Haltet das Glück, wenn ihr es habt! Zehn Minuten sind euch dazu vergönnt, und die Jagd beginnt aufs neue. Es ist nicht sein Ziel, was der Eilzug erreicht hat, er erreicht es nie. Eine Station nur ist's, eine von Hunderten, von Tausenden — zehn Minuten Aufenthalt — dann geht es weiter, weiter, weiter — bis die Locomotive altersschwach, und die Wagen abgenutzt sind —

Schlaft und denkt nicht darüber nach, daß eure Seele auch so auf den gebahnten Gleisen des Lebens herumjagt und euren Körper rastlos, wirbelnd, kochend nach sich schleppt, bis —

Schlaft — ihr habt vielleicht ein Coupé für euch allein und habt das Glück also erhascht — für diese Nacht.

„Ich würde Ihnen dankbar sein, Herr Conducteur, wenn Sie uns ein leeres Coupé für die Nacht —“

„Bedauere, meine Herrschaften, der Zug ist überfüllt. Bitte hier einzusteigen, es hat gekläret.“

„Schaffner, neue Wärmflaschen hier! Unsere sind gefroren statt zu wärmen!“

„Abendblätter! Abendblätter! Abendblätter!“

„Auf die andere Seite hinüber nach Wien! Nach Wien, Brünn, Pesth auf die andere Seite!“

„Können Sie mir nicht sagen —?“

„Wa—ßer — Wa—ßer —“

„Wohin reisen Sie?“

„Ja, lähn Sie, mein lieber Herr, ich möchte Sie gerne nach Chemnitz, wissen Sie. Aber ich habe Sie kein Billet und auch kein Geld dazu —“

„Wenn Sie kein Billet haben, können Sie nicht fahren!“

„Ja aber hören Sie, ich möchte Ihnen doch noch sagen —“

„Vorwärts! Wohin? Weiter nach unten in den vorletzten Wagen! — Wenn Sie mit wollen, müssen Sie sich an der Casse ein Billet lösen!“

„Einsteigen nach Dresden, Berlin, Hamburg!“

„Zugführer!“

„Herr Inspector?“

„Der Zug hat 6 1/2 Minuten Verspätung. Müssen bis zur nächsten Station eingeholt werden!“

„Achtung! — Thüren schließen, bis der Güterzug durchpassirt ist! — Abendblätter — Abendblätter! — Wa—ßer —“

„Wollen Sie noch mit, meine Dame?“

Der Perron war fast gänzlich leer schon, nur die Dame, an welche einer der Conducteurs die letzte Frage richtete, befand sich noch darauf. Sie war in Schwarz gekleidet, ein Schleier verhüllte ihr Gesicht, und sie stand unschlüssig mit einer Fahrkarte zweiter Classe in der Hand. Bei der Frage slog sie leicht zusammen und versetzte: „Ich weiß es nicht —“

Der Schaffner warf einen Blick auf das Billet. „Gewiß, dies ist Ihr Zug. Nur einsteigen, Fräulein, es ist höchste Zeit!“

Er öffnete ein Coupé, aus dem fünf oder sechs glimmende Büntchen entgegenleuchteten, zugleich schlug ein scharfer, beizender Tabakrauch durch die Thür. Die Dame zauderte und zog den Fuß, den sie zum Einsteigen gehoben, wieder zurück. Es lag eine stumme Frage darin, der Conducteur zuckte entschuldigend die Achseln. „Es sind eben alle Wagen voll heut' Nacht, und die Damencoupsés bis auf den letzten Platz besetzt.“

Eine Stimme aus dem Innern des Wagens sagte: „Bitte, meine Dame, steigen Sie nur ein, hier ist eine durchaus anständige Gesellschaft.“

Die Angeredete war wieder auf den Perron zurückgetreten. „Wenn kein anderer Platz mehr vorhanden ist, so ziehe ich vor, nicht mit zu fahren,“ erwiderte sie dem Schaffner ruhig, fast gleichgültig, ja fast als wünschete sie, noch einmal eine Verneinung darauf zu vernehmen.

Es wurde zum drittenmal geläutet. — „Fertig!“

„Was gibt's da noch?“ Ein höherer Bahnbeamter in rother Mütze kam heran.

„Na, so bleiben Sie zu Haus, meine Gute, mir nicht zu wider,“ verjetzte der Conducteur.

Der Bahnhofsinspector wiederholte seine Frage und fügte hinzu: „Will die Dame in ein Frauencoupsé?“

„Alles voll, Herr Inspector.“

„So kommen Sie hierher, aber schnell, wenn ich bitten darf, der Zug geht ab.“

Der Beamte öffnete einen Wagen erster Classe, der noch völlig leer war. Doch die Begünstigte zögerte abermals einen Augenblick und sagte: „Ich habe nur ein Billet zweiter Classe und kann die erste nicht beanspruchen. Lassen Sie mich lieber zurückbleiben, falls —“

„Bitte einzusteigen, bitte einzusteigen!“ drängte der Inspector.

Aus dem Fenster des Wagens, in dem die Dame sich ge-weigert, Platz zu nehmen, blickten sich einige der Köpfe, zu denen die glimmenden Punkte gehörten, hervor.

„Offenbar eine alte Schachtel mit einem Mops in ihrer Handtasche.“

„Sie waren wohl verrückt, sie zu uns hereinlootzen zu wollen.“

„Na, der Capitän ist genügsam und denkt, im Dunkeln sieht man keine Muzeln. Er hatte ihr schon ein Eckchen neben sich freigemacht.“

„Das wäre eine schöne Weihnachtsbescherung geworden.“

Man brauchte es nicht zu hören, man sah das runderlaufende Gelächter an der Bewegung der glimmenden Punkte. Plötzlich rief eine Stimme am Fenster: „Donnerwetter!“

„Was gibt's?“

„Daß Sie sehr dumm gewesen sind, meine Herren! Ihre alte Schachtel hat einen Fuß wie eine Prinzessin und ein Bein wie eine Venus —“

„Wo? Wo?“

„Fertig!“ Die Pfeife schrillte, und ein geller Pfiff der Locomotive folgte. Ein Ruck, ein Knarren in den Gelenken, ein langsames Dehnen, wie das eines Riesenthiers, das aufsteht und sich wieder in Bewegung setzt. Unendliche Wagenreihen, an denen, zwischen denen der Zug holpernd, stolpernd vorüber-schwankt. Nun ein Durchblick in noch immer lichtglänzende Straßen — so spät es ist, drängen sich doch noch Menschenmassen vor den blitzenden Läden, denn es ist Weihnachtsabend, und Tausende haben noch zu sorgen, zu suchen, zu kaufen. Doch schneller rollt Straße um Straße sich auf — rothe, grüne Laternen rechts und links — jetzt liegt der feurrige Dunst wieder weithin gebreitet in der Luft und schwindet zurück, hoch aus dem Dunkel wie zwischen den Sternen hervor zittert ein Licht von Thurmespitze — „als ob's eine Laterne am Hauptmast wäre,“ sagt hinausblickend der Capitän und legt sich gähnend zurück.

„Gute Nacht, meine Herren! Wir hätten's lustiger haben können, so weiß ich, mit Ihrer Erlaubniß, nichts Besseres zu thun, als zu schlafen —“ und hinaus geht es wieder rasselnd, schnaubend, funkenflühend aus der Großstadt in die weite Einsamkeit, aus dem Lichtmeer ins tiefe Dunkel, aus dem Lärm in die Stille der Langeweile, des Schlafes, der schneller, als der Eilzug fliegenden Gedanken.

„Ja, auch in der Raslosigkeit ist er der Menschheit getreues Bild. Er erreicht wohl eine Station, doch nie sein Ziel. Er jaudzt vor jeder auf und gebehrdet sich, als winke ihm bei ihr die ersehnte Ruhe, allein wenn er sie kaum genossen, treibt die Raslosigkeit ihn bereits weiter, und das Ganze war nichts, als ein flüchtiger Anhaltspunkt wie tausendmal zuvor.“

Ist das Geheimniß der Sirene von den anderen Gestirnen etwa das: daß das Glück kein Glück mehr ist, weil man es erreicht hat?

Die schwarzgekleidete Dame in dem leeren Wagen erster Classe schien diese philosophische Ansicht zu bestätigen. Sie war unumchränkte Alleinbesitzerin ihres Coupés und im ersten Moment höchlichst erfreut darüber gewesen. Doch schon jetzt, da sie es in sicherem Besitz hatte, erregte sie keineswegs mehr den Eindruck, glücklich zu sein.

War sie es, so zog sie muthmaßlich die Vortheile des ihr gefallenen günstigen Lages. Sie arrangirte sich so bequem wie der Sitz es verstatete, gestaltete sich denselben so gut als möglich zu einem Ruhelager und benutzte die Nacht, wozu Menschen sie naturgemäß zu nützen pflegen, zum Schlafen oder wenigstens zum Versuch zu schlafen. Doch sie that nichts von alledem, sondern saß, als müsse sie sich hüten, den Raum Mitreisender zu beschränken, unbeweglich in der Ecke am Fenster und blickte laut- und regungslos in die Nacht hinaus.

Die kleine Lampe im Pfafond erhellte das Coupé mit heimlichem Licht, aber auch draußen war es nicht mehr völlig lichtlos. Unabsehbar dehnte sich weiße Fläche rechts und links, der Winter

hatte sein großes, kaltes Linnen auf Alles gelegt und ein matter Schimmer strahlte aus diesem über die Dinge heraus, die aus ihm in die Höhe ragten. Sie slogen in ebenso raslosem Wechsel vorüber wie am Tage, doch unbestimmter, einbildnerischer. Verzinkelte Bäume auf leerem Feld, mit dürrer, windgebogenem Astwerk phantastisch-geisterhaft sich von der Schneedecke abhebend; sie prägten sich dem Auge ein und waren verschwunden, allein die Gedanken blieben noch bei ihnen zurück und ranften sich sonderbar um ihr sonderbares Gezweig. Nun verdichteten die Bäume sich und nun wurden sie zu enggedrängtem Kiefernwald, durch den der Zug mit verändertem Geräusch rasselnd dahinschnob. Ein Gewirr von Stämmen ohne Ende, immer dieselben und doch immer andere. Der Rauch der Locomotive senkte sich und schien wie mit dem Schweiß eines Ungeheuers die Nadelkronen zu peitschen. Er zerwirbelte in die Tiefe hinein, ab und zu sprühte ein Funke ihm nach und verglomm im Dickicht.

Wenn ein armes Menschenkind sich in diesem verirrt hätte und schleppte sich zum Tode müd, weglos, hungrig, erfroren von Stamm zu Stamm, wäre es nicht doch noch elender, hoffnungsloser —

Als wer?

Ein schauriger Gedanke, und die einsame Betrachtin des nächstlichen Waldes schauerte leise zusammen und zog sich ihren Wintermantel fester um den Nacken heraus. Ihre Einbildungskraft setzte sie offenbar so lebhaft in den Gedanken hinein, daß sie hastig den Kopf wandte und einen ängstlich-schnellen Blick nach der kleinen Lampe am Pfafond warf, um sich zu vergewissern, daß sie nicht draußen in dem Kiefernwalde verirrt, sondern in einem gegen die dort herrschende Temperatur immerhin behaglich erwärmten Eisenbahnwagen erster Classe befindlich sei.

Sie hatte jetzt den Schleier vom Gesicht geschlagen und das Lampenlicht fiel darauf. „Donnerwetter!“ in noch potenzirterem Ton hatte muthmaßlich der Gesellschaftler des Capitäns abermals gesagt, wenn er in diesem Augenblick hereinzusehen vermocht hätte.

Vielleicht — vielleicht auch nicht. Es war unzweifelhaft keine alte Schachtel und ebenso unforglich ein schönes Gesicht, ja ein Gesicht von eigenthümlichem Zauber, aber es wäre nicht aus-gemacht gewesen, ob es gerade dem Geschmack der betreffenden Gesellschaft zugefugt haben würde. Jedenfalls wenn diese so in dasselbe hineingeblickt hätte, wie es sich jetzt aus der Ecke des Wagens abhob, wäre ihr die Lust selbst zu den harmlosesten Späßen vergangen und sie hätte wahrscheinlich sich ihrer Reie-rungenschaft auf der nächsten Station schon wieder zu entledigen gewünscht. Weil man, wie der Capitän gesagt haben würde, in solcher Gegenwart kein Wort von der Leber weg sprechen könne. — Weil — ein Anderer hätte eingestimmt — die in ihrer Nähe Befindlichen sich fürchten müßten, nur eine Hand oder einen Fuß zu rühren, um nicht vor einem Aufschlag ihrer großen, stumm-rebenden Augen bangen zu müssen. Weil ihre Anwesenheit sich drückend, scheu und verlegen machend auf jede Männergesellschaft gelegt hätte, die nicht mit der untersten, rohesten Classe des Volkes an Unstandsmangel und Gemüthsverwilderung zu wett-eifern Vergnügen findet.

Die großen, dunklen Augen blickten in die Lampe, und das Licht fiel auf die weiße, edel gebildete Stirn, an der sich gleichfalls dunkel erscheinendes Haar in ungekünstelter Weiße schlicht herab-legte. War es der Schatten irgend eines Gegenstandes im Wagen, oder zogen sich seine, den Jahren voraus eilende Linien über die weiße Stirn?

Draußen schnob noch immer der wirbelnde Rauch durch die Nadelkronen, unabsehbar slogen die Stämme rechts und links. Die junge Dame wandte den Kopf wieder hinaus, dann schüttelte sie langsam die Stirn.

War es die verspätete Antwort auf eine Frage? Hatte sie sich besonnen und hieß es: Nein, es wäre doch besser, sich zum Tode müd, hungrig, weglos, erfroren dort von Stamm zu Stamm zu schleppen —?

Sie zog einen ihrer Handschuhe ab und legte die Stirn in die trog ihrer zarten Gesammterseinerung noch überraschend feine, alabastrine Hand, die einem halberwachsenen Kinde zu gehören schien. Der Wagen ging in wunderlichem Takte auf und nieder, auf und nieder. Dann schlossen sich die Augen, und eine Weile nachher öffneten sich dafür die Lippen und sagten halblaut:

„Man käme zuletzt doch an eine Hütte, darin ein Mensch wohnte, der Erbarmen hätte. O es wäre besser!“

„Wäre besser — wäre besser —“

Der Zug echoete es unverkennbar nach. Er ließ nicht davon ab; sie horchte darauf hin, es blieb immer der nämliche Silben-fall.

„Ja, es wäre besser, er hat Recht. Und käme man an kein Haus, oder hätte er kein Erbarmen und stieße den Bittenden wieder in die Nacht hinaus — es wäre doch nicht so kalt.“

„Doch nicht — so kalt —“ stimmte der Zug abermals ein. Er wiederholte es minutenlang, unerträglich, hirnzermarternd. Immer denselben beipflichtenden, ohne Worte verständlichen Takt. Nun pfiff er gell auf, und die junge Dame zog die Hand von der Stirn und blickte starr in das Licht der kleinen Lampe.

„Ich bin eine Märrin — es ist finstlos, irrünftig, was ich thue. Mein Kopf würde verrückt sein, wenn ich ankäme — hier ist eine Station, er gibt mir ein Zeichen, daß ich nicht weiter fahren soll. Ich will thun, was er mich heißt —“

Sie stand auf, öffnete mit fieberhafter Hast das Fenster und streckte den Kopf hinaus, um dem erwarteten Haltepunkt entgegen zu blicken. Doch im Moment, in dem sie die Augen hinauswandre, funkelten ihr zwei rothglühende, riesige Augensterne entgegen. Sie kamen, sich immer mehr vergrößernd, mit der Schnelligkeit des Blitzes heran, flammend, blendend, verwirrend — dann gelte es unmittelbar vor ihr schrill und betäubend auf und kaum auf Armeslänge schoß es mit donnerndem Getöse meteorgleich vorüber, während der Zug, wie durch die nächtliche Begegnung angespornt, seine Geschwindigkeit noch zu verdoppeln schien.

Die einsame Inhaberin des Coupés war, wie betäubt am Fenster in die Knie gesunken. Der plötzliche Schreck mußte ihren gedankenmüden Kopf überwältigt haben, ihre Stirn lehnte sich wider das Polster des Sitzes, und sie verharrte eine geraume Zeit unbeweglich in dieser Stellung. Dann tastete sie mit der Hand empor und hob langsam, mühsam den Körper nach. Draußen hatte der Wald aufgehört und wieder unermesslicher Schneedecke Platz gemacht, über der die funkelnden Sterne der Mitternacht standen. Doch die junge Dame blickte nicht zu ihrer hinaus, sondern ihre Stirn lag jetzt fest in die Ecke gepreßt, und die Lampe gewährte nichts von ihr, als die kleine Hand, die gleich dem Schnee draußen von dem schwarzen Untergrunde des Kleides

abfiel und sich manchmal, wie von leisem Zittern durchlaufen, bewegte. Der Zug redete noch immer im gleichmäßigen Silbenfall, doch Niemand verstand jetzt, was er sagte, nur ab und zu kam ein nicht zu verkennender, verhalten weinender Ton aus der Ecke des Wagens.

„Bitte schnell einzusteigen, mein Herr, der Zug hält nur eine Minute.“

Es war eine ungewöhnlich höfliche Conducteursstimme, die es sagte, denn der einzige mittlernächtliche Passagier der kleinen Station, dem die Anrede galt, präsentirte eine Fahrkarte erster Classe und bot eine äußerst stattliche, distinguirte und durch seinen fast weißen, kurzgehaltenen Bart zugleich würdevolle Erscheinung. Er war in einen vortrefflichen Pelz gehüllt und warf einen Blick durch die geöffnete Wagenthür.

„Das Coupé ist bejezt,“ sagte er.

Der Schaffner zuckte entschuldigend die Achsel. „Nur eine Dame, die eigentlich zweiter Classe fahren sollte —“

„Aber sie schläft, ich werde sie stören, und meine Gegenwart wird ihr lästig sein. Ich will lieber —“

Er wandte sich dem nächsten Coupé zweiter Classe zu. Eine rothe Mütze tauchte wieder herankommend aus dem Halbdunkel des verschlossenen Bahnhofes, lüftete sich respectvoll, und der darunter befindliche Beamte sagte in rüchlichsvollst artigem Tone:

„Wenn ich bitten dürfte, Herr Landrath — wir sind, wie immer um die Weihnachtszeit, etwas pressirt, da der Aufenthalt auf den Hauptstationen sich fast überall verlängert —“

Er öffnete abermals die Thüre, die der alte Herr leise wieder zugemacht hatte. Im Moment, wo dieser den Fuß auf den Tritt setzte, tönte der Pfiff der Locomotive. Der Bahnhauptinspector unterstülzte schleunigst den Einsteigenden, schloß die Thür, und der Zug schwannte, mit ziemlich unsanftem Stoß auf ein anderes Geleise übergehend, wieder ins Dunkel hinaus.

Der neue Gast war einen offenbar theilnehmenden Blick hinüber, ob die Erschütterung die Schlafende nicht geweckt habe und ließ sich in der ihr entgegengesetzten Ecke des Wagens nieder. Er vertauschte seinen Sitzhüt mit einer zum Anlehnen des Kopfes bequemeren Mütze und entblößte dabei einen gleichfalls silbergrauen, aber mit vollem Haar bedeckten Scheitel, der dem scharfgeschnittenen Profil und den die Adlernase mit jugendlicher Lebhaftigkeit flankirenden, grauen Augen eine überraschende Milde verlieh. Dann zog er den Pelz wärmer um sich, legte den Kopf zurück und schloß die Augen.

Eine kurze Weile, dann öffnete er sie wieder, verwundert, halb zweifelnd, wie man es aus dem Halbschlaf oder einer bunten Gedankenwelt thut, in der man sich befindet. War der schluchzende Ton, den er gehört zu haben glaubte, wirklich aus demselben Raum gekommen, der außer ihm nur noch seine schlafende Gefährtin-beherbergte?

Er blickte auf diese hinüber. Nein, sie schlief offenbar. An ihrer Stellung hatte sich nichts verändert, nur ihre Hand hatte sich zusammengezogen und lag noch kleiner und mädchenhafter auf dem schwarzen Kleide. Er mußte sich geirrt, der leisen Laut einer Achse ihn getäuscht haben, und er legte den Kopf wieder zurück.

„Sind wir zu Hause, Robert?“ fragte jetzt plötzlich eine Stimme aus der Ecke.

Sie redete unverkennbar im Schlaf; es war eine leise klagende, sanfte, traumhafte Stimme, die sich freudiger hob und hinzusetzte:

„Wie froh bin ich, daß die Fahrt vorüber ist, und wie wird unser Liebling sich über die schönen Sachen freuen, die wir ihm mitgebracht. Wir kommen doch nicht zu spät an, Robert, daß er schon im Bette ist, eh' wir den Baum anzünden können?“

Der alte Herr hatte die Augen wieder aufgeschlagen und sah mit lächelndem Ausdruck hinüber. „Eine glückliche Mutter,“ murmelte er, „sie träumt von dem Glück, das ihr morgen bevorsteht.“

Die junge Frau bewegte die kleine Hand einigemal schnell hin und her. „Sei mir nicht böse, Robert,“ bat sie leise, „aber es kommt plötzlich solche Angst über mich. Ach, warum mußten wir reisen, um diese Zeit gerade reisen? Das thun andere Eltern nicht — nein, frag' nur, wen Du willst, Keiner wird es thun.“

Sie schwang einen Augenblick, die Hand hob sich und glitt über die Stirn, dann fuhr ihre Stimme vorwurfsvoll fort:

„Stehst Du, nun kränkst Du mich noch wieder in meiner Angst! Ist es albern, daß eine Mutter Sorge um ihr Kind hat? Bitte, Robert — sieh, bei meiner Liebe zu Dir — thu's nicht mehr, es ist nicht gut und wird sonst einmal nicht gut —“

Die Worte verklangen wie nach Zinnen gesprochen, die Lippen bewegten sich fort, allein es dauerte einige Zeit, ehe wieder verständlich ward, was sie sagten.

„Ja,“ antworteten sie dann offenbar, und ein Lächeln klang mit hindurch, „ich verspreche es Dir, wie Du mir. Gewiß, auch ich habe manchmal die Schuld, ich weiß es wohl und fühle es immer. Aber dann reizest Du mich und verdirbst es durch Deine Art, und anstatt daß ich mein Unrecht zugeben kann, kommen wir weiter auseinander. Doch nun komm, komm schnell und laß uns laufen! Da ist die Wilhelmstraße schon, noch zehn Minuten, und wir sind zu Hause!“

Es kam so freudig von den traumbehangenen Lippen, unwillkürlich stieg bei dem Namen das Straßenbild vor dem Zuhörer auf, und er schritt eilig durch das grade Gasflammenpalier den Weg mit zu den „Linden“ hinunter. Die Locomotive pfiff, ohne ihre Geschwindigkeit zu vermindern, drei oder viermal in wechsellagendem Ton, und die junge Schlaferin fuhr zusammen, als ob sie plötzlich im schnellen Lauf innehalte oder festgehalten werde. Ihre Hand griff unruhig in die Falten des schwarzen Kleides, und ihr Athem stockte und beschleunigte sich. Dann rang sich es aus beklommener Brust:

„Wie dunkel ist das Haus, Robert, wie dunkel und schauerlich! Warum ist kein Licht in den Zimmern, sie wissen doch, daß wir kommen, und es ist Weihnachtsabend! Margarethe, Anna! Wo ist der Kleine, wo ist Richard?“

Der alte Herr saß mit vorgebeugtem Kopf und lauschte auf jedes Wort. Es lag nicht mehr wie Theilnahme allein, sondern wie Besorgniß in den letzten Augenblicken auf seinem Gesicht und er murmelte vor sich hin: „Soll ich sie wecken? Vielleicht daß ich ihr etwas Furchtbare's dadurch —“

Doch im selben Moment schrie sie herzerreißend auf und schlug die Hände gewaltsam über der Stirn zusammen. „Kalt — todt — kalt! Richard — Richard — mein Liebling, mein Alles, wach' auf! Deine Mama ist wieder bei Dir, Richard — schlag nur die Augen auf und sieh mich einmal, nur einmal noch an!“

Es ist ja Weihnacht, und der Tannenbaum soll brennen, die bunten Lichter alle, Du hast Dich ja so darauf gefreut, Richard. Laß mich nicht länger bitten, Richard, ich sterbe sonst, sieh, ich liege vor Dir auf den Knien —“

Die junge Mutter war wieder von ihrem Sitz herabgeglitten und presste mit krampfhafter Anstrengung die Stirn wider das Polster. Der Landrath machte eine Bewegung, sie aufzurichten, doch gleichzeitig veränderte sich der jammernde Ton ihrer Stimme. Er wurde hart und zurückstoßend, und auch ihre Hand regte sich, als ob sie etwas von sich abweise:

„Geh — laß mich allein, Du gibst mir keinen Trost. Du trägst die Schuld daran, nur Du! Wär' ich hier geblieben — o wär' ich hier geblieben, ich Thörin — dann lebte er!“

Ihre Stimme erstickte in Thränen, doch zugleich rang ihre Hand bestiger, als suchte sie sich von etwas loszumachen, und ein zornig-entschlossener Ausdruck spannte die Muskeln ihres Gesichtes. „Jetzt erkenn' ich's,“ stieß sie athemlos aus, „erkenne Dich! Du bist ein herrschsüchtiger, herzloser Mensch, der mir selbst das Heiligste, das Einzige, was mir geblieben, meinen Schmerz, verbittern will! Doch Du sollst ihn mir nicht nehmen — ich will nichts mehr von Dir, das Band, das uns zusammenhielt, ist zerrißen — da liegt es, Du hast es zerrißen. Aber meinen Schmerz sollst Du mir nicht entreißen — und wenn es nicht anders ist, so weiß ich ein Mittel — ein Mittel — ihn zu bewahren —“

Ihre Hand tastete blitzschnell nach der Thür des Wagens, die, mutmaßlich zum letztenmal in der Eile unachtsam geschlossen, einem einfachen Druck auf den Messinggriff nachgab und aufsprang. Mit rasender Eile schoß der Zug über hohe, steil abfallende Steinbrüstung dahin, und geschlossenen Auges beugte die junge Frau sich in die Lücke der geöffneten Thür —

Ein Moment, dann hatte der alte Herr sie kraftvoll mit beiden Armen umfaßt und zurückgerissen. Er schlug die Thür zu, durch welche die eilige Nachtluft hereinströmte, und legte sie wie ein Kind auf die Polster des Sitzes. Nun hob sie die Lider und sah ihn mit ihren großen Augen ausdruckslos an, doch sie machte keine Bewegung, sondern ließ sich, ebenfalls willenlos wie ein Kind, von ihm so bequem als möglich zurücklegen, und die Augen fielen ihr wieder zu. Er blieb ihr eine Weile gegenüber sitzen, bis sie regelmäßig zu athmen begann, dann rann ihr ein frostiger Schauer durch den Körper, ihre Wangen glühten, aber sie zog instinctiv im Schlaf die entblößte Hand herauf und suchte sie unter ihrem Mantel zu verbergen. Doch kaum eine Sekunde später stand ihr unbekannter und von ihr ungeahnter Lebensretter abermals auf, wickelte sich nicht ohne Anstrengung in dem engen Raum aus seinem schweren Pelzmantel und breitete diesen sorgsam über die Schlafende aus.

(Schluß folgt.)

Die Gemüthlichkeit der Wohnung.

Von Jacob Falke. *)

Wir Deutsche thun es nun einmal nicht ohne die Gemüthlichkeit. Und wenn wir die Herren der Welt würden — wozu ja kein schlechter Anfang gemacht ist — wir müßten doch in Haus und Familie unsere „Droffteinigkeit“ haben, unsere stille, behagliche Zuflucht von der Welt und vor der Welt, unseren Poetenwinkel, wo wir träumen können. Mag der Romane — vielleicht liegt das aber mehr in einem gewissen Kunstverfall, als in seiner Natur — mag er seine Befriedigung finden in großen, leeren Räumen, wenn anders sie kunst- und stilgerecht sind, mag er sein Gefallen haben lediglich an der plastischen oder architektonischen Form, am kalten Marmor in dem Bewußtsein des edlen Stoffes, den er darstellt. Wir Deutsche, wenn wir uns die Wohnung einrichten, wir lassen nun einmal unser Gefühl, unser Gemüth mitsprechen und wohl, wie im warmen Nest, fühlen wir uns nur, wenn diesem Gefühl, bewußt oder unbewußt, Rechnung getragen ist.

Heute, seit jüngster Zeit, sind wir dazu geneigt mehr denn je, nachdem wir so lange unter dem Einfluß der französischen Mode gestanden, die uns nur Grau und Weiß und sonst nichts, als kalte, verblaßte, verwaschene Farben sendete und uns beständig mit dem Neuen zu reizen, statt mit dem Schönen dauernd zu befriedigen trachtete.

Aber wie dahin kommen? wie ist dieses Ziel der Gemüthlichkeit und Behaglichkeit mit bewußter Absicht zu erreichen? Mancher trifft es zwar in unbewußtem Gefühl, aber wenn wir bestimmt die Forderung und die Aufgabe stellen, so müssen wir doch der Mittel und der Wege Herr sein und das Ziel in unserer Gewalt haben.

Ist es lediglich Sache der eigentlichen Kunst? müssen wir den Bildhauer, den Maler, den Architekten zu Hilfe rufen und aus und in der Wohnung ein Kunstwerk herstellen? Doch wohl nicht. Dann wäre die Gemüthlichkeit bei weitem von dem größten Theil unserer Wohnungen ausgeschlossen, da diese Verbindung in den meisten Fällen, sei es aus Mangel der Mittel, sei es wegen zu großer Entfernung der künstlerischen Kräfte, nicht zu erfüllen ist. Auch treffen wir es ja oft genug, daß eine sehr einfache und bescheidene Wohnung, die kaum einen anderen Schmuck trägt, als den die Hand der Bewohnerinnen geschaffen, oder den die Natur mit Blumen und Pflanzen hinzugefügt hat, den gewünschten Eindruck macht. Vielmehr muß man sich eher hüten, aus der Wohnung, wenn sie wirklich bewohnt und nicht des Ansehens oder der Feste wegen da ist, ein in sich abgeschlossenes, vollendetes Kunstwerk zu machen, das wir ja durch den Gebrauch schädigen könnten, in dem wir nicht die Freude hätten zu verändern oder neuen Schmuck hinzuzufügen.

Oder wenn nicht von der Kunst im Allgemeinen, vielleicht hängt die Gemüthlichkeit von einem ganz bestimmten Kunststil ab? Und da denkt gewiß jeder zuerst an den gothischen Stil, da uns ja die alten, hier und da noch erhaltenen Gemächer der Vergangenheit mit ihrer Verkäselung so warm und wohligh amuthen, und da die Kunstfreunde mit ihren alten aus aller Welt zusammengegrafften Möbeln ganz die gleiche Wirkung hervorbringen.

Vielleicht ist es wirklich der gothische Stil! So meinte wenigstens einmal ein Münchner Künstler (und heute noch viele andere mit ihm), der für die Gothik passionirt war bis in die Fingerspitze. Er baute sich ein gothisches Haus und stattete es

auch so aus in der ganzen Einrichtung von oben bis unten: da gab es kein Pföfchen, kein Pfeilerchen, das nicht seinen Knäuf, seine Kreuzblume oder Fiale hatte, keine Kante ohne ihr scharfes Profil, keine Ecke ohne ihr krauses Laub. Freilich war nun wohl die Wohnung der Schrecken der Diener, sowohl wegen der Reinigung wie wegen der Furcht des Abbrechens bei all den zierlichen, geschnitzten, ausgefägten, vorspringenden Theilen, aber dem Hausherrn war es behaglich und gemüthlich. Da kam aber ein böser Freund, ein Kunstgenosse, und zerstörte ihm diese Gemüthlichkeit. Er dachte sich, ein guter Spaß ist wohl eines schlechten Frackes werth, und da es einmal Gesellschaft in diesen gothischen Räumen gab, und Alles guter Dinge war, und Niemand Böses dachte, so gab es plötzlich einen großen Krach: Der Freund hatte an einer Fiale einen Nermel des Frackes der Länge nach aufgerissen. Als Hausherr und Gesellschaft sich von dem lustigen Schrecken eben erholt hatten, geschah ein zweiter Krach: es war der zweite Nermel in gleicher Weise geopfert worden. In anständigen Zwischenräumen folgten dann auch die beiden Schöbe mit wachsendem Mergel des Hausherrn.

Vielleicht aber, wenn es nicht der gothische Stil als solcher ist, welcher die Gemüthlichkeit schafft, vielleicht ist es der griechische Stil, oder sagen wir die antike Kunst überhaupt? Ihre Verehrer und Jünger (wie es freilich mit den Gothikern auch der Fall zu sein pflegt) betrachten sie ja ohnehin gemeinlich als die alleinigmachende, als die einzige, die eben Kunst ist und den Namen verdient. Da fallen uns die Wohnungen aus der Zeit unserer Großmütter ein, deren — wenigstens ihrer Ueberreste — sich noch manche meiner Leserinnen erinnern werden. Vor einem halben Jahrhundert und etwas länger, da stand die vornehme wie die bürgerliche Wohnung unter der Herrschaft der Antike, und selbst ihre Bewohnerinnen — es war im letzten Jahrzehnt des vorigen und im Anfang dieses Jahrhunderts — versuchten sich sogar in der antiken Gewandung dazu. Aber was wir aus jener Zeit kennen, was uns in der Erinnerung liegt, oder was wir aus Bildern gelernt haben, die reizlosen Wände, die steifen, gespreizten Möbel, die steinhart gepolsterten Kanapés, das alles macht uns in seiner Mächtigkeit jeden anderen Eindruck eher, als den der Gemüthlichkeit. Freilich können wir uns wohl denken, daß man die Antike auch anders anwenden kann, obwohl die modernsten Versuche, die wir kennen, nicht viel glücklicher sind, zumal wenn wir die heitere Farbenpracht und die lustige Decoration der Wände in Pompeji uns vor Augen stellen, allein, da wir so viele Jahrhunderte hindurch auch ohne den griechischen Stil Gemüthlichkeit in der Wohnung gehabt haben, so mag er unter Umständen probat sein, aber er ist jedenfalls kein unerlässliches Mittel, kein Mittel, das mit untrüglicher Sicherheit zum Ziele führt.

Auch dürfen wir schwerlich die Gemüthlichkeit in irgend wie absonderlichen Dingen suchen, z. B. nicht in einem Schmuck mit alten Panzern, Helmen, Rüstungen oder Waffentrophäen, auch nicht, wie man wohl in den Wohnungen passionirter Jäger findet, in dem Schmuck mit Hirsch- und Rehgeweihen. Ringsum an den Wänden ein paar Duzend Zwölfender, dazwischen Ahnen- oder Jagdbilder mit Geweihen eingeraht, Spiegel in Geweihen, Tische, Stühle, Leuchter, Uhren und was es sonst gibt, aus dem gleichen Material mit möglichster Belassung seines Urzustandes zusammengekehrt, das ist der starrenden Spitzen und Stacheln zu viel, wir fürchten ihr Augen und Kleider, sorgen um die Damen, die mit Schleiern und Nermeln hängen bleiben, ängstigen uns beim Speisen um die Ungeschicklichkeit der Diener und überzeugen uns, daß auch mit der Gefährlichkeit und Unbehaglichkeit die Gemüthlichkeit aufhört.

Wie aber? wenn auch das nicht das Wahre ist, dann liegt die Ursache gewiß in dem Schmuck der Gemälde oder Kupferstiche, mit dem wir unsere Wände überhängen! Wir leben ja heute in dem Blüthenzeitalter der Kunstvereine und der Bilderauctionen, die uns für Haus und Zimmer trefflichst bedienen, und an Akademien fehlt es auch nicht, das junge Geschlecht der Producenten heranzubilden, damit der Markt stets reichlichst versorgt sei. Und wo die Preise der Gemälde zu hoch gehen, da tritt der Chromolithograph mit billiger Waare ein, und man muß gestehen, er beginnt heute seine Sache gut zu machen — und im schlimmsten Falle erscheint der Tapezterer mit seinen „Möbelbildern“, Duzendarbeit dunkler Ehrenmänner, aber großer Künstler, die aus Bescheidenheit ihren Namen nicht aus Licht treten lassen. Zu ihnen gesellt sich der Vergolder mit seinen Rahmen, und wenn auch nicht alles Gold ist was glänzt, und wenn auch der „mit Delfarben ausgefüllte leere Raum“, wie ein berühmter Professor der Kunstgeschichte das Delgemälde zu definiren beliebte, nicht allen Anforderungen der anspruchsvollen Aesthetik entspricht (warum nimmt die Kritik es auch gar so genau!) — so gleißt und glänzt und leuchtet es doch von den Wänden, daß es die Augen blendet.

Ach nein! auch das ist es nicht, was die Gemüthlichkeit schafft. Es ist viel Blendwerk bei diesen modernen Salonbildern, wie sie der Markt der Kunstvereine hervorruft und ans Licht stellt. Diese in der Mehrzahl hellen, buntfarbigen, in der Wirkung harten und grellen Gemälde, denen fast durchweg die letzte coloristische Hand fehlt, und mit ihr der gemeinamie Ton, die einheitliche Stimmung, sie mögen im modernen Salon, wo es des goldenen Glanzes, des spiegelnden Lichts, des unruhigen Kristallgefunktels, der hart aneinander stoßenden kräftigen Farben so vieles gibt, sie mögen hier immerhin als des gleichen Geistes Kinder an ihrem Platze sein, aber sie tragen wohl nur ausnahmsweise zu seiner Wirkung bei, zu jenem Charakter der Wohlthätigkeit, Behaglichkeit und inneren Befriedigung, dessen erste Bedingung die Ruhe ist. Und diese breiten, glänzenden Goldrahmen — über deren modernen Mißbrauch, was Effect wie Form betrifft, sich unendlich viel sagen ließe — die mit ihrem Flächeninhalt den des Gemäldes gewöhnlich übertreffen, sie sind dessen noch weniger im Stande. Sie sind allerdings in gewissem Sinne dem modernen Bilde nothwendig, denn sie müssen ihm mit ihrem alles überflutenden Glanze den Eindruck des Fertigen, den Eindruck der Harmonie, der geschlossenen Haltung geben, den der Künstler selbst gewöhnlich unterläßt. Aber so heftig an die Wand gehängt, ohne alle sichtbare natürliche oder plastisch-architektonische Verbindung, grell auf weißer oder grauer Fläche starrend oder die bunte Zeichnung der Tapete beliebig überziehend, sind sie eher ein Störer der Ruhe, als daß sie den Frieden bringen. Wie heute die Dinge der großen Welt gehen, sind sie ja auch nicht einmal mehr Zeugnisse, daß die Bewohner dieser Räume der Bildung angehören, daß sie an dem Schönen, das Haus und Wände zeigen, auch ein eigenes, verständnißvolles Vergnügen empfinden. Sie schäben den Preis, den sie gezahlt haben, und das Renommé der Sache und, wenn ihre Bildung so weit geht,

*) Anm. der Red. Der berühmte Verfasser dieses Artikels hat im vergangenen Jahr ein außerordentlich lehrreiches und beherzigenswerthes Buch veröffentlicht „Die Kunst im Hause“, auf das wir bei dieser Gelegenheit aufmerksam machen.

den Namen des Meisters, sollte es ihnen auch passiren für viele Tausende einen (noch dazu unächtigen) Titian zu kaufen, das Porträt eines Papstes, in der Vermeinung, damit das Porträt des gegenwärtigen Papstes zu erhalten.

Wahrlich, das ist ein seltener Fall, daß uns ein moderner Salon den Eindruck wirklicher Behaglichkeit macht. Wir machen es uns bequem in den breiten reichgepolsterten Armstühlen mit rückgebogener Lehne, wenn wir aber das Auge umhererschweifen lassen, so werden wir entweder abgestoßen von dem grellen Gegensatz der Farben, mit denen Möbel, Plafond, Wände, Fußboden hart gegeneinander stehen, als ob das moderne Auge nur dann das Gefühl der Farbe empfinde, wenn das Kräftige und das Matthe, das Dunkle und Helle unvermittelt in großen Flächen nebeneinander stehen, oder wir kommen vor allen den funkelnden Dingen, den vergoldeten Rahmen und Ornamenten, den Kristalllüstern, den Spiegeln, dem blitzend polirten Holzwerk der Möbel und was es sonst gibt, nicht zur inneren Ruhe.

(Schluß folgt.)

Einer von der alten Garde.

Originalzeichnung nach einem Original von Karoline Bauer.

Am 15. December 1824 war ich, siebenzehn und ein halb Jahr alt, Mitglied des königlichen Schauspielers in Berlin geworden. Meine Debüts als heitere und sentimentale Liebhaberinnen hatten gefallen. Ich schwamm so recht fröhlich und übermüthig dahin als ein verwöhntes „Kind des Glücks“ auf den sonnigglänzenden Schaumwellen des Lebens.

Schon bei meinen Debüts war mir ein alter Herr mit langen weißen Haaren aufgefallen, der regelmäßig auf einem Eckplatze der ersten Parterrelloge rechts thronte, kein Auge von der Bühne ließ, glückselig lächelte, bei einer rührenden Stelle wie ein leichter Gewitterregen weinte, bei der geringsten Gelegenheit rasend applaudirte und den ganzen Abend über vollauf beschäftigt war, mit einem großen weißen flatternden Taschentuch Stirn und Mund zu betupfen.

Spielten wir in größeren Stücken im Opernhause, so flatterte auch dort das große weiße Tuch sicher auf dem Eckplatze der ersten Parterrelloge. Nur an den Balletabenden des Opernhauses war das weiße Taschentuch dem Schauspiel untreu geworden — hinübergeflattert zu den Fußkünstlerinnen.

Obgleich der alte Herr und sein Schweiß- und Thränenstücklein — von der stattlichen Größe einer Berliner Damenkafee-Serviette — mich wegen ihrer Standhaftigkeit schon lange interessirt hatten, war ich doch noch nie dazu gekommen, mich näher nach beiden zu erkundigen. Erst an einem gewitterschwülen Maiabende, als ich während eines Zwischenactes mit dem genialen Heldenliebhaber Krüger heiter hinter dem Vorhange stand, und wir abwechselnd durch ein Oeil-de-boeuf auf das dampfende Publikum niedersehen und es an kritischen lustigen Bemerkungen nicht fehlen ließen, fragte ich:

„Herr Gebatter, wem in aller Welt gehört nur das weiße Taschentuch an, das heute Abend wie ein wahnwitziger Riesen-Kohlweißling durch die erste Parterrelloge rechts flattert?“

Krüger's anmüthige junge Frau hatte die Mutter und mich bei unserem ersten Besuch in ihrer glücklichen Häuslichkeit so herzlich willkommen geheißen, daß ein traulicher Verkehr daraus geworden war. Ich mußte bald ein Töchterchen des liebenswürdigen Paares über die Tische halten, und seit der Zeit titulirten wir uns heiterwürdevoll: Herr und Frau Gebatterin!

„Frau Gebatterin, Sie machen nun schon fast fünf Monate lang unsere Bretter und die Herzen unserer Lustspiel-Habitues unsicher und kennen noch nicht den enthusiastischen unserer Berliner Theaterenthusiasten — und Berliner Theaterenthusiasten sind von vornherein schon der Superlativ aller sonstigen europäischen Theaterenthusiasten — nicht den standhaftesten von unserer getreuen Theatergarde, die ungern stirbt und sich so gern ergibt — nicht das originellste aller Originale Berlins?“ sagte Krüger mit einer parodirenden Geste des Staumens.

„Nein! nein! würde ich denn sonst Sie darum gefragt haben?“

„Heu! Heu! Die Welt geht aus den Fugen, denn ihre Bretter müssen aus dem Leim gehn! Oberst König — wenn auch nicht der Liebling, so doch der glühendste Verehrer und champagner-schäumendste Gastgeber der neun Musen — hat der holdesten dieser Schwestern, Thalia, noch nicht in aller Form seine Huldigungen zu Füßen gelegt, noch nicht den reichen Thau seines weißen Schnurrbartes auf die Rosen und Lilien ihrer schönen Hand träufeln und dann seine Flattermaschine gleich einem wohlthätig trocknenden Luftschiffen darüber wehen lassen? Heu! Heu! Ich verstehe diese breiterne Welt nicht mehr...“

„Und ich habe noch keine Silbe meines Herrn Gebatters verstanden!“ fiel ich lachend ein.

„Kind — Gebatterin, so hören Sie endlich mit gebührendem Ernst die große Mähr Ihres würdigen Gebatters! Oberst König ist schon lange a. D. Mars wollte sich nicht mit dem geliebten Musen vertragen. Der Oberst ist aber nebenbei ein reicher Jungesell, Besitzer zweier stattlicher Häuser in der Oranienburgerstraße, die von unten bis oben mit dem kostbarsten Trüdelkram verschollener Jahrhunderte vollgepflopt sind, und unter und sein Freund Heun (Clauren) hat mir erst gestern anvertraut, daß Oberst König schon längst ein heiß verlangendes Auge auf Ihre schöne Hand geworfen hat...“

„Meine Hand — meine siebenzehn und ein halbjährige Hand diesem doch sicher schon sieben und siebenzigjährigen Intimus von

Freund Heun? — Gebatter, vertrauen Sie mir an, wo die Spree am tiefsten ist — und ich will Sie segnen...“

„Bei Stralau, Frau Gebatterin!“ — sagte Krüger trocken. „Aber vorher müssen Sie noch einem reizenden kleinen Neun-Musen-Diner bei unserem Obersten beizwohnen. Und Sie sollten auch nicht vergessen, daß Sie jetzt als wohllehnwürdige Gebatterin Pflichten gegen Ihr Pächchen haben. Ich würde herzlich gern dem alten Herrn meine schöne Hand reichen, wenn ich dadurch in die süße Lage käme, mein Pächchen durch große Stücke des köstlichsten Baumtuchens von Oberst König's Diners zu Tode füttern zu können. Aber, er hat meine Hand noch nie verlangt...“

„Sie haben gut zuredet, Herr Gebatter. Aber ich wünschte, Sie wären ein junges lebenslustiges Mädchen — dann nähme ich Sie beim Wort und Sie müßten den alten Oberst heirathen — ohn' Erbarmen...“

„Heirathen? Frau Gebatterin, wer spricht denn von Heirathen?“

„Nun, wer anders, als Sie? Reden Sie sich nicht seit fünf



Minuten die Zunge ab, mich jener alten Schnupftuch-Flattermaschine zu verschachern — für Baumtuchens- und sonstige Gebatterpflichten gegen mein Pächchen?“

„Ja, so seid Ihr Frauenzimmer — eine wie die andre“ — sagte Krüger mit der kunstvollsten Unschuldsmiene. „Reicht dem Teufel einen Finger, und er nimmt die ganze Hand — stellt einem Frauenzimmer einen Hand — fuß in allen Ehren in Aussicht, und es steht in dem Küsser schon einen Ehestandscandidaten. Nein, nein, meine schöne Gebatterin, der Oberst König denkt im Traum nicht daran, Sie zu seiner Frau Königin zu machen — aber er schmachtet schon lange mit verzehrender Gluth danach, Ihre schöne Hand zu küssen... und nachher säuberlich wieder abzuwischen. Er geht schon lange mit dem großen Gedanken um, Ihnen und der Frau Mutter in vollem Glanz altväterischer Form seine Visite zu machen und Sie zu bitten, zwei Musenvollen bei seinen kleinen Diners zu übernehmen — aber er ist so schüchtern, der alte Knabe...“

Ich lachte herzlich über die närrischen Einfälle meines lustigen Gebatters und über den schüchternen alten Knaben von sieben und siebenzig Jahren auf jener Seite des Vorhanges. Das flatterhafte Taschentuch schien jetzt förmlich epileptische Zufälle bekommen zu haben.

„Also die Mutter soll bei dem Diner auch als Muse figuriren? Dann beantrage ich für sie die Rolle der Urania, denn sie ist mein himmlisches Mütterchen.“

„Alle, alle, die Theil nehmen — Ich — Du — Er — Wir — Ihr — Sie — werden zu Musen erhoben. Es werden aber nie mehr, als acht Musen geladen, denn unser Wirth ist ja auch mit in der Tafelrunde der Camönen...“

„Nun, das muß eine kostbare Musenwirthschaft sein. Aber wie und wo wird Camöne König einregistrirt? Denn eine Muse des Taschentuchens kannten die alten Heiden doch nicht!“

„Als Euterpe — die Erfreunde, Diner-, Baumtuchens- und Champagner-Spendende! Nur beim Baumtuchens und Champagner fällt Euterpe ein wenig in die Rolle ihrer Schwester Klio: der Geschichtsverkünderin! Sie erzählt regelmäßig unter fließenden

Thränen, wie vor länger als sechszig Jahren das geliebte Hündchen Bähnchen eines so schaudervollen Todes starb!“

„Hund — Bähnchen — Thränen?“ fiel ich lebhaft ein. „Bitte, Herr Gebatter, erzählen Sie mir mehr von dem armen Hündchen Bähnchen und seinem traurigen Herrn...“

„Aha! Hundesrüden, haben wir Sie endlich gepackt am Herzen, wo es am schwächsten ist: bei der Hundeleidenschaft! Aber ich werde mich wohl hüten, Ihnen diese Hundetragedie hier zu erzählen — die müssen Sie selber bei Baumtuchens und Champagner und Thränenfluthen und Ahnenbilderputz und sonstigen Theatereffecten mit erleben. Ueberdies klingelt der Regisseur, daß wir unser Oeil-de-boeuf verlassen sollen. Noch schnell einen Blick auf das weiße Taschentuch — der gelinde Wahnsinn ist in Tobjucht ausgebrochen... Nächstens werden Sie diese Fittiche zum Zephyr gesendet, über Ihre schöne Hand säckeln fühlen. Ich werde Freund Heun benachrichtigen, daß ich in Ihr hundefreundliches Herz bereits eine praktikable Breiche geschossen habe, und er wird Freund König dann schon zur Sturmvisite, Handkuß, Tuchwebeln, Dinerseinladung, Champagner, Baumtuchens, Bähnchen und Thränen encouragiren...“

Nichtig, schon nach drei Tagen traf der damals in seiner üppigsten Mimikblüthe prangende Heun-Clauren bei uns ein, stellte sich der Mutter und mir als Avantgarde des Obersten König vor, meldete dessen Staatsvisite für den folgenden Mittag an und bat für seinen alten guten Freund um freundliche Ohren, Herzen und — Hände.

Und am andern Mittag, präcise zwölf Uhr, rasselte eine mächtige, altmodische Karosse durch die Charlottenstraße vor unser Haus. Mählig kletterte ein uralter Diener vom Bock, öffnete den Kutschenschlag, und dem weiten, mit citronengelber Seide ausgeflogenen Kasten entwand sich erst ein großes, weißes, flatterndes Tuch und dann unser alter Theaterfreund. Leise — schüchtern zog der Diener die Hausglocke. Dann führte das Mädchen ihn ins Zimmer. Er war sicher ebenso alt, wie sein Herr, hatte dünnes, weißes Haar mit einem dünnen, wohl gewickelten Böpfchen, das ihm bei seinen vielen Büdlingen wie ein Ratten-schwänzlein den hohen, steifen, rothen Kragen des altmodischen, chocoladefarbenen Vivreerocks peitschte, und trug schwarzjammetene Kniehosen, weißseidene Strümpfe und spiegelblanke Schuhe mit großen Stahlschnallen. Unter fortwährenden Büdlingen schritt er auf die Mutter zu, blieb dann plötzlich mit einem Ruck, als schnellte eine Feder einen eisernen Ladestock durch sein Rückgrat, kerzengrade stehen und jagte mit leiser, zitternder Stimme:

„Mein gnädiger Herr, der Oberst König läßt um die Ehre bitten, seine Aufwartung machen zu dürfen.“

„Wird uns sehr willkommen sein!“ sagte die Mutter.

Sogleich spielte im Rückgrat des Alten eine andere Feder, er machte mit einem Ruck seinen tiefsten Büdling, klappte wieder zum Ladestock auf, drehte sich auf dem linken Absatz mit soldatischer Kürze um und marschirte wie ein Gardist des alten Fritz breitpurig der Thür zu.

So oft ich später Albini's „Gefährliche Tante“ spielte und den alten Diener Bolzmann den köstlichen Landjunker Freiherrn von Emmerling der Schauspielerin Uebe Müller ganz ebenso anmelden sah, mußte ich immer an unseren Berliner Theater-Enthusiasten und seinen getreuen Diener denken.

Der hatte inzwischen mit einem Federruck und tiefer Verbengung die Thür weit aufgerissen, seinen Herrn eintreten lassen und war mit einer neuen Verbengung vom Schauplatz abgetreten.

Der Oberst König trug auch noch sein Böpflein, Schnallenschuhe und hohe, schwarzseidene Strümpfe, einen rethfarbigen, breitköpfigen Frack aus dem Anfang unseres Jahrhunderts und einen mächtigen, sauber gefalteten Busenstreif, aus dem ein kostbarer Solitär hervorfunkele. Er war ein großer, behäbiger Mann, der mit dem militärischen Anstande aus der Schule des alten Fritz grüßte, dann tief Athem schöpfend an der Thür stehen blieb und mit seinem bekannten Riesentuche Stirn, Wangen, Nase und Mund betupfte. Zwischendurch blickten die runden, braunen Augen mit kindlicher Neugier zu uns herüber und doch auch wieder mit kindlicher Bösigkeit. Der alte Herr wußte augenscheinlich vor Befangenheit das erste Wort nicht zu finden. Freundlich kam ihm die Mutter zu Hilfe und lud ihn zum Sitzen. Neues Ringen nach Athem und Worten und krampfhaftes Tuchgetupfe. Dann löste es sanft, wenn auch nicht ohne Hindernisse unter dem starren, weißen Schnurrbarte hervor:

„Allerwertheste Frau Wittmeisterin! Allerliebste Fräulein Tochter! Wie bekliden Sie mich durch die Ehre Ihrer Bekanntschaft...“ (Pause, Athemringen, Taschentucharbeit!)... „Darf ein armer, alter, langweiliger Jungeselle es wagen, zwei so liebenswürdige Damen zu bitten, übermorgen um ein Uhr sein altväterisches Haus zu betreten und sich ein einfaches Mittagessen — echte Berliner Hausmannskost — bei ihm jessallen zu lassen?...“ (Pause, Athemkrampf, Tuchgeflatter!)...

Die Mutter sagte etwas Freundliches, indem sie die Einladung für uns dankend annahm.

„Allerwertheste Frau Mutter! Allerholdseligstes liebes Kind! Sie bekliden mich unendlich. Sie finden sehr liebenswürdige Gäste: Herrn Krüger nebst Fattin, Hofrath Heun, Theaterdirector Pöhl aus Breslau...“

„O, mit dem habe ich schon am Königstädtischen Theater gespielt!“ fiel ich ein. „Er gab trefflich den stolzen Freier im Turnier zu Kronstadt und den Bösewicht in der ‚Waise aus Genf‘.“

„Ja, ja, derselbige!“ rief der alte Herr schon ganz leichtathmig. „Außerdem treffen Sie meinen Miethsmann, einen ganz charmanten Doctor, und meinen Neffen...“

„Also im Ganzen Neun,“ lachte ich übermüthig. „Da sind die Musen ja alle beisammen!“

„Ja, mit mich! mit mich!“ strahlte der Oberst zurück. „O, Sie glückliche Mutter!“ — und er hatte der Mutter Hand glücklich erwirgt und drei Mal seinen Schnurrbart darauf gedrückt. Die Hand ließ er aber nicht eher fahren, bis er sie mit seinem Tuche säuberlich abgewischt und betupft hatte. „Allerliebste Kind!“ — und meine Hand hatte dasselbe Kuß- und Wischmanöver über sich ergehen zu lassen — „welch ein Jenuß ist es für mich, diese kleine allerliebste Hand küssen zu dürfen. O wie bekliden es mich, mein altes, edes Haus für zwei neue, so herrliche Musen öffnen zu dürfen...“

„Nun, Sie müssen schon eine recht stattliche Anzahl Musen beisammen haben, Herr Oberst!“ fiel ich übermüthig ein.

„Mit Sie, meine Damen, sind's jeade — 45 — und in 45 jeht 9 so hübsch jatt auf. Das erleichtert mir und meinem alten Johann das Arrangement der Einladungen sehr. Denn

neun Personen haben grade an unserm runden Esstisch Platz — und es ist auch sonst gut, die holdseligsten Musen auf fünf Tage an meinem Tisch zu vertheilen. Denn wie sollte ich armer, alter Mann es wohl fertig bringen, meine Höflichkeiten gleichmäßig an so viele schöne Damen zu adressiren?... Eine würde auf die andere eifersüchtig werden!" — schloß der alte Herr mit einer Mischung von Treuherzigkeit und Pöflichkeit.

meiner Knabenjahre. Welche Strenge haben meine Eltern angewendet, mein Gedächtniß zu schärfen — ja, welche Grausamkeit — armes Bähnchen... Alles umsonst!" Das große, weiße Tuch hatte jetzt volle Arbeit, die tropfenden Thränen seines Herrn zu trocknen.
„War Bähnchen nicht Ihr Hündchen, Herr Oberst?“ fragte ich theilnahmvoll.

barhaus vermietet war, sich am andern Mittag vor der Mutter und mir geöffnet hatte. Der starke Duft des berühmten Berliner Räucherpulvers wallte uns schon auf dem Marmormosaik des geräumigen Hausflurs entgegen. Meine Mutter jagte: „Ein gutes Omen, Lina!“ und sog den würzigen Duft behaglich ein. Sie liebte das Räucherpulver sehr und ließ es nie ausgehn, mochten wir später auf meinen Kunstreisen auch noch so entfernt von



Morgentoilette. Nach dem Gemälde gez. von Prof. W. Bantier.

R. Brend' amour & Cie., Xyl. Anst. Düsseldorf.

Da war's denn natürlich mit meiner jungen Ernsthaftigkeit vorbei. Um den drohenden Lachsturm zu bemänteln, decamirte ich mit Pathos:

„Der allein besitzt die Musen,
Der sie trägt im warmen Bufen,
Dem Vandalen sind sie Stein!“

„Allerliebsteßes Kindchen, welch ein beneidenswerthes, herrliches Gedächtniß haben Sie!“ — rief der Oberst, nach einer neuen Fußsalbe auf meine Hand, entzückt. „Das fehlt mir ganz. Denn welche Mühe habe ich mir jegeben, auch solche hübschen, kleinen Citate auswendig zu lernen, um sie bei passenden Gelegenheiten anzubringen — aber umsonst. Würde ich's heute auch noch so gut auswendig — wollte ich's morgen herjagen, fort war's. Und dieser Manjel an Gedächtniß war schon das größte Leiden

„Ja, ja, mein holdseligstes Herzchen... Aber das ist eine zu traurige Geschichte, die werde ich Ihnen ein ander Mal erzählen — in meinem Hause, wenn Sie die Bilder meiner Eltern sehn haben. Sonst glauben Sie solche Grausamkeit nicht...“

Händeküssen — Handabwischen in infinitum... Dann war die wunderliche Rococo-Bisite vorbei. Herr, Diener und gelbe Atlasfutche trabten mit größter Umständlichkeit von dannen.

Die ganze verschollene Rococo-Zeit tauchte aber noch lebendiger vor meinen jungen Augen auf, als die schwere messingblitzende braune Eichentür des alterthümlichen Hauses am Ende der Dranienburger Straße, das Oberst König mit seinem alten Diener, Kutscher und dem nicht weniger alten Küchenpersonal ganz allein bewohnte, während das ihm gleichfalls gehörige Nach-

Berlin sein. Selbst nach Petersburg schleppten wir in unserem Koffer ganze Pfundbüchsen mit und hatten an der Grenze die Belustigung, zu sehen, wie die neugierigen — Zungen der russischen Zollbeamten aus diesem neumodischen Gewürz sämmtlich nicht klug werden konnten.

Der Flur und die mit kostbaren verblühten Teppichen belegte breite braune Eichentreppe waren schon ein wahres Karitäten-Cabinet von alten Kupferstichen, Büsten, Pagoden, Basen und geschuhten hundertjährigen Sesseln und Schränken. Am Fuß der Treppe empfing uns der alte Diener, auf der letzten Stufe der glücklich strahlende Oberst König mit flatterndem weißen Tuch und den dazu gehörigen Handküssen. Er bot der Mutter mit Grandezza den Arm, ließ aber dabei meine Hand nicht los, als er uns durch die Enfilade von sechs kleinen Salons führte. Wir waren die ersten Gäste, und ich hatte so Mühe, mir

alle Herrlichkeiten anzuschauen, die zwei Jahrhunderte hier zusammen getragen hatten. Dem alten Herrn machten meine Neugierde und Bewunderung sichtlich großes Vergnügen, und wohlgefällig erklärte er alle Raritäten aus Deutschlands Vergangenheit, aus Italien, England und Frankreich, aus Aegypten, Indien, China. Ganz besonders gefielen mir die beiden Salons à la Pompadour mit den mythologischen Deckengemälden, den goldgefähten Krystallspiegeln und den zierlichen goldfarbigen Sophas und Stühlen mit gelben und rothen Seidenpolstern. Dazwischen Stagären und Glaschränke voll alter kostbarer Nippesachen, Porzellanfiguren, chinesischer und Meißner Tassen, farbiger alterthümlicher Gläser, wunderlicher Flöten- und riesiger Sackuhren mit kurzen breiten Ketten und schweren Verloques... Einen solchen Rococo-Reichtum hatte ich noch nie beisammen gesehen. In einer Ecke stand ein kleines Spinett, reich mit Goldschmückeln verziert. Ich versuchte eine kleine Arie aus der "Schweizerfamilie" zu spielen, aber die Saiten ächzten, die Töne weinten. Wie die Geisterlage ging's durch die alten Räume...

"Ach! wenn ich doch auch so hätte spielen können, wie das liebe Kind! Aber ich hatte kein Talent, kein Gedächtniß... An diesem Spinett habe ich unter den strengen kalten Augen meiner Mutter manche kummervolle Stunde jensehen und üben müssen, und wenn ich den Fästen etwas vorspielen sollte, konnte ich vor Angst nicht das kleinste Stückchen fertig bringen, ja wie bei den Citaten... Sie werden das bezweifeln, wenn Sie erst in die Augen meiner Mutter geschaut haben..."

Und ich begriff das, als wir nachher in dem Speisezimmer unter den Ahnenbildern saßen, und unter der hochaufgetürmten gepuderten Frisur einer großen knochigen Frau mit harten männlichen Zügen und leberfarbigem Teint zwei eisgraue stehende Augen so schneidend fast auf mich nieder blickten... Mich fröstelte und mir wurde erst wieder warm um's Herz, als ich in das milde, schöne, liebevolle Auge meines Mütterchens schaute. Arme Bina, was wäre aus Dir geworden, wenn jene stolze, kalte Frau mit den lieblosen Augen und dem höhnischen Ahnenstolz um die schmalen Lippen dort an der Wand Deine Mutter gewesen wäre! Und ich hatte das innigste Mitleid mit meinem alten wunderlichen Nachbar.

Der aber schwamm nach dem ersten Glase Champagner schon in Entzücken — über die gute Laune seiner Neuen. Gebatter Krüger und Hofrath Heun waren in heiterer Stimmung und rissen durch ihre sprudelnden Witze und närrischen Einfälle auch uns Uebrige mit fort. Nur der Wesse unseres glücklichen Wirths saß blaß und ernst und theilnahmslos da, als wäre er aus einem der goldenen Barockrahmen der Ahnenreihe zu uns niedergesiegen. Und wenn er wirklich mal lächelte, so mußte ich an das vive à froid der Franzosen denken.

Auch der Director Pielh saß hin und wieder, wenn der alte Diener ihm mit tiefer Verbeugung eine Speise präsentirte, und ich zufällig hinüber sah, wie verlegen da. Krüger klärte mich auf.

"Sie wissen doch, daß der alte Hans der Vater von Pielh ist?" flüsterte er mir zu.

"Unmöglich!" — gab ich erschrocken zurück. "Ein Sohn kann sich nicht so von seinem eigenen alten Vater bedienen lassen."

"Und doch geschieht es. Ja, was fast noch wunderbarer ist: Sehen Sie nur das verklärte Gesicht, mit dem der alte Hans seinen berühmten Sohn betrachtet und ihm — servirt. Der Oberst hat den Jungen erziehen und ausbilden lassen, und Pielh hat ihm Ehre gemacht!"

"Aber sich selber macht er keine Ehre!" rief ich in meiner Entrüstung lauter, als klug war.

Schon wurde der köstliche Baumkuchen angechnitten... "Gebatter, wo bleibt das versprochene Bähnen?" wisperte ich meinem Nachbar zu.

"Geduld, Kind, Geduld! Das Hundesrüden soll vor dem letzten Tropfen Champagner noch des armen Bähnhens Geschichte

und — ihre eigenen Thränen haben. Ich muß den alten Herrn nur etwas auf die Fährte bringen!" flüsterte Krüger zurück. Dann wendete er sich laut an unsern fröhlichen Wirth: "Herr Oberst, kennen Sie denn auch schon die größte Passion meiner kleinen Gebatterin? Nein, Sie rathen's nicht: Hunde! — und nochmals Hunde!"

Sogleich standen die Augen des Obersten voll Wasser, und das weiße Tuch zitterte, und er seufzte: "Glückliches Kind, das eine solche Mutter hat und sein Händchen lieben darf... Sehn Sie jene finstere Frau dort an der Wand an... Das war meine Mutter. In ihren Augen liegt die Geschichte meiner Jugend — das Unglück meines Lebens. Ich durfte meine Mutter nicht mal — lieben! In Etiquette, Adelstolz, Vorurtheilen war ihr Herz erstarren — sollte auch das meine ersticken werden. Ich durfte meinen reichen, prachtliebenden Eltern nicht ohne ihren Befehl nahen, sie nicht ansprechen, ja, sie nicht anschauen. Wie habe ich als Kind den Sohn unseres Gutsverwalters — dort den alten Hans, mit dem ich auch nur heimlich spielen durfte — beneidet, wenn seine Mutter ihm das Haar von der Stirn strich, ihn auf den Schoß zog und küßte... Mich hat meine Mutter nie geliebt, nie geküßt, nie mit einem zärtlichen Wort gerufen. Nach der Tafel wurde ich von meinem Hofmeister in den Speisesaal geführt, und dort mußte ich meine Tanzmeister-Verbeugungen machen und einstudirten Hofmeister-Phrasen herplappern und dem Herrn Vater und der Frau Mutter unterthänigst die Hand küssen... Wenn ich das Alles brav machte, konnte ich mich mit einem Stück Confect wieder eben so zierlich und vornehm empfehlen. Ich schlich mich dann zu meinem lieben Gespielen Hans und meinem kleinen Händchen Bähnen. Mit denen theilte ich mein Confect. Die durfte ich lieb haben — die durften mich wieder lieben... nur die Mutter durfte es nicht wissen. So wuchs ich auf — wie ein verschüchtertes Vögelin, wie eine Blume ohne Sonne. Ich hatte kein Selbstvertrauen — und somit auch keine Lebenskraft. Mein Hofmeister klagte bei den Eltern über meine schlechten Fortschritte im Lernen, über meine Theilnahmslosigkeit und den vollständigen Mangel an Gedächtniß... Meine Mutter nannte das: Faulheit und bösen Willen! Sie wollte mich gründlich kuriren — in ihrer Weise: durch ein jähes, furchtbar aufrüttelndes Herzeleid! Sie hatte von meiner heimlichen Liebe zu dem alten Hans da — und zu dem armen Bähnen gehört. Da ließ sie mich einst in den Garten rufen — und dort auf einem Rasenstück zwischen den Bäumen vor meinen entsehten Augen meinen unschuldigen Hans von den Bedienten bis aufs Blut durchpeitschen... Ich kniete flehend vor der Mutter, ich weinte — ich schrie... Sie lachte! Und als ich auf Hans zustürzen wollte, um ihn aus den Händen der Bedienten zu befreien — da ließ die Mutter mich an einen Baum binden... und dann, vier Schritt vor mir mein armes liebes Bähnen am Baumzweige aufknüpfen... Ich höre noch heut sein Winseln — sehe noch heut sein Todeszucken... Dann brach ich bewußtlos zusammen... Als ich wieder zu mir kam, hatte die Kur gewirkt: ich haßte meine Mutter — ich haßte sie bis ins Grab hinein — ich haßte noch ihr Andenken in jenem Bilde... Aber meine Lebenskraft, mein Lebensmuth waren nur noch mehr gebrochen... So bin ich ein wunderlicher, alter, lächerlicher Mann geworden..."

Wir Alle waren tief erschüttert. Krüger sagte mir nachher, so leidenschaftlich habe der Oberst die Geschichte von seinem Händchen Bähnen — und von jenem finstern Bilde an der Wand noch nie erzählt, sonst würde er nicht muthwillig an jener Erinnerung gerüttelt haben.

Der Oberst und der alte Hans weinten wie Kinder, und auch mir liefen die hangen Thränen übers Gesicht. Das weiße statternde Tuch ließ es sich nicht nehmen, auch meine Thränen zu trocknen. Ich mußte an Yorick denken, der bald seine, bald die Thränen der armen Maria von Moulins mit seinem Tuche trocknet.

* * *

Noch manches Mal habe ich unter den finsternen Ahnenbildern gesehnen und der Geschichte des Hündchens Bähnen gelauscht — und das weiße Niesentuch durch das Theater flattern sehen.

Nach zwei Jahren ging der Trauerruf durch die Berliner Theaterkreise: Der älteste von der alten Garde ist über Nacht gestorben — Oberst König ist todt...

Bald folgte die wunderbare Nachricht: Das alte Original hat das originellste Testament hinterlassen und in demselben seinem Neffen nur die Hälfte seines Vermögens — die andere Hälfte und sein Rococo-Haus aber der schönen Ballerina Hoguet vermacht: weil sie — wie es ausdrücklich im Testament heißt — die küßig reizendste Hand hat!

Ja, er war ein echtes Original — dieser treueste von der alten Garde!

Morgentoilette.

Zu dem Bilde von Professor Benjamin Vautier.

Wer vermag es besser, als der Künstler selbst, den Verehrer seiner Werke den Commentar zu denselben zu geben? Wer besser wie er, kann uns den Charakter und die Poesie seiner Bilder erschließen, wenn wir, gebannt von dem Anblick derselben, auch die Natur erfassen möchten, die zu uns redet in den Wechselwirkungen in denen der Freude, des Glückes und der Trauer, im sonnenhellen Leben der Jugend, der gesunden Kraft des Daseins, wie im Abwelken des kampfesüden Alters.

Dem wahren Künstler ist der bekannte Ausspruch unsere Dichter-Meisters: "Greift nur hinein ins volle Menschenleben!" bei der Auswahl seiner Motive eine heilige Mahnung. Sie erhellt ihm das Auge und spannt seinen Geist; und wo wir Anderen kurzzeitig vorübergehen, da erstet ihm die ewigwährende Welt der Schönheit. Aber er kennt auch das Geheiß: "keine Kunst ohne die Wahrheit des Lebens!" und also durchdrungen von der Erkenntniß des Nothwendigen und erleuchtet von dem Lichte der Göttlichen, stellt er seine Werke hin und baut sich die Staffeln zu Unsterblichkeit.

Ähnlich so waren meine Gedanken, als ich das Atelier des Meisters Benjamin Vautier aufsuchte, um ihn zu bitten, mir über die Heimath seines vorstehenden lieblichen Bildes "Morgentoilette" ein paar Worte zu sagen.

Der Künstler hatte eben sein Tagewerk vollbracht, das der graue Novemberhimmel früher abschloß, als die Schaffenslust ihm erlahmt war.

Eine leichte Dämmerung erfüllte bereits den großen Saal die mich aber noch genugsam den Gegenstand eines neubegonnenen Bildes erkennen ließ, das in seinen Anfängen schon die Zeichen der Meisterschaft trug.

Es liegt ein eigener Zauber in der Werkstatt eines solchen Malers, der sich steigert, wenn die Fackel des Tages nicht mehr mit hellem Glanze alle die tausende, dem Künstler für seine Arbeit nötigen Gegenstände beleuchtet.

Wir traten alsbald in den verschiedenen Theilen der Costüme die vor mir an der Wand hingen, alle die herrlichen Gestalten entgegen, die zur Freude der Menschen, aus diesem Raume die Welt zogen. In starrer Seide rauschten vorüber die gepuderten Damen und Herren der Rococozeit; die würdige Matron aus den Tagen der Renaissance, an der Seite den altväterlich einher schreitenden Gemahl; die Tafelrunde froher Hochzeitsgäste, die ernste Versammlung des Todtengestorbenen und des Leichenschmausers und vor Allem die lieblichen Mädchenblumen der Schweiz und des Schwarzwaldes, wie sie uns ansehen unter den großen Hüften hervor, mit den Augen und Mienen voll Treue, Unschuld und Anmuth.

Ich denke dein!

Allegro con fuoco.

Gedicht von Friedrich Bodenstedt. Musik von Richard Wülfel.

Die Glot - scher leuch - ten im Mon - den - licht, und Thrä - nen seuch - ten mein An - ge - sichts. Die Stür - me sau - sen, die Wö - ven schrein, die Wo - gen brau - sen, ich den - ke dein! Die Stür - me brau - sen, die Wö - ven schrein, die Wo - gen brau - sen, ich den - ke dein! Ich den - ke dein!

dein!

Das Land ent-schwin - det schon fern dem Bild, doch zu dir fin - det mein Herz zu -

rück; ich will ihm Schwin - gen des Lie - des lehn, es soll dir fin - gen: ich den - fe dein!

Tranquillo.

pp a tempo

dolce

Ich will ihm Schwin - gen des Lie - des lehn, es soll dir fin - gen: ich den - fe dein! Ich den - fe

animato

dein, ich den - fe dein!

colla parte

dim.

p

Während sich der lebenswürdige Künstler nun damit be-
schäftigte, Palette und Pinsel zu reinigen und auf die erstere die
frischen Farben für den folgenden Tag in ihrer Scala aufzusetzen,
erzählte er mir über das in Rede stehende Bild also:
"Aus früheren Mittheilungen von mir wissen Sie, daß
eine Wiege am Ufer des herrlichen Genfer-Sees stand; daß ich
in jener unvergleichlichen Natur meine Kindheit und Jugend
erlebte. Seit ich in Düsseldorf das Ziel meines Lebens fand,
sollte ich, wie natürlich, auch meine Heimath gefunden haben;
doch ich muß gestehen, daß dieses eigentlich nur halb der Fall ist,
ein wenn der Sommer kommt mit seiner Fülle von Glück, mit
er aufsprudelnden Quelle des frischen Lebens, dann zieht es mich
mit Allgewalt in die alte Heimath und des läßt mich nicht ruhen,
bis ich mit Weib und Kindern mein geliebtes Laujanne wieder-
sehe und von ihm aus das lachende Paradies der Schweiz.
Bin ich einmal dort, dann ziehe ich fast täglich hinaus in
die Thäler und Berge und suche nach dem, was ich hier in stiller
Klause zu einem Bilde gestalten kann.
So trieb es mich auch an einem Sonntag Morgen den reinen
Bergen zu und zwar nach einer Richtung hin, die ich lange nicht
urschritten hatte. Es war so recht im wahren Sinne ein Tag
des Herrn! Der Aether schien sich aufzulösen in seinem reinen
Blau; die Sonne lag mit ihrem Goldesglanze auf dem Nahen
und Fernen, so verschwenderisch, daß es fast keine Ferne mehr
gab. Alles war Licht und Klarheit. Solch ein Morgen öffnet
das Auge und Gemüth mit geweihtem Schläffel und läßt von
dem Segen, der draußen fluthet, freigebig seinen Theil in jede
Kenschenbrust. — Ich suchte nichts und fand doch viel an jenem
Morgen, denn ich lieb die ganze Herrlichkeit der Natur los-
gebunden auf mich einwirken.
Die Höhe endlich abwärts steigend, sah ich vor mir ein
Börschen liegen, aus dessen Kirche mir die Glockentöne feierlich
ertönen klangen, und mich überkam ganz die Stimmung, in der
Ludwig Uhland mit seinem kleinen unsterblichen Liede erst
anz nahe ist. — Nach kurzer Zeit erreichte ich an der Halde eine
Hütte, deren Frontseite dem Thale zugewendet lag. Schon im
Begriff vorüberzugehen, wandte ich noch einmal meinen Blick dem
Fels zu, der enge vor dem Hause lag. Was ich nun sah, war stark
aus, meinen Fuß zu bannen: es war ein lieblich wunderbares
Bild, um Vieles besser, wie ich es später auf die Leinwand brachte.
In Mädchen, auf der Grenze zwischen Kind und Jungfrau, vom
Lichte des Morgens, nicht von der Sonne, ganz umflossen, war
i beschäftigt, seine Morgen- und Sonntags-Toilette zu machen.
Mit nackten Füßen stand sie auf dem steinigen Boden, das Auge
dem kleinen Spiegel zugewendet, der unterm weiten Vordach
an der braunen Bretterwand hing. Sie ordnete das volle blonde
aar, das über ihren Nacken wie ein Mantel wallte. Ein kurzes
schönes, das Hemd wie frischer Schnee, das ihre Brust und
schultern lose deckte, war Alles, was sie an sich trug, und den-
noch war sie schön, gleich einer Rose auf dem Gartenbeet. Gleich
nem überirdischen Glanze floß es von ihrem Angesicht, so daß
er Bruder, der auf der Schwelle mit dem kleinen Kinde saß,
hier staunend ihrer Wangen und Augen Licht betrachtete. Und
sch — ich kenne ja die Kinder jener Berge! — war ihrer Schön-
heit Mittel nur das Eine: der frische Vorn, der da am Hause
me Ende rinnt, der heitre Sinn, dem schon das Wenige genügt,

und dann die beste Malerin für alle Mädchenwangen: die Arbeit,
die Beschäftigung im Freien.
Da haben Sie mein Bild! Wie ich es an jenem Morgen
vor mir sah, so habe ich es leider nicht erreicht. Das Urbild war
vom Gotteshauch umweht — das meine schuf nur eine Menschen-
hand!"

Ludwig Bund.

Die Mode.



wichtiger Nachrichten von mir überschüttet werden, daß du erschrocken fragen
wirst: ob denn der Bericht nach der Länge der Roben sich richten müsse?...
Das heißt — o, man soll mich nicht des Mangels an Logik bezichtigen!
— wenn meine Nachrichten „höchst wichtig“ sind, können sie auch nicht so lang
sein. Ich überlasse der Leser in das Urtheil. Aber — wenn ich mich meiner
Logik rühmen darf, muß ich wohl selbst ein Urtheil haben?... Ah bah,
Veronika, du verwirrst und verirrst dich, laß die Philosophie und bleibe bei
Gerson!

Also: Bedeutende Veränderungen! Man beginnt die Kleider weniger
umfangreich, als bisher, das heißt mit weniger anspruchsvollen Tuniques zu
tragen, ja, wenn ein Ball- oder Dinner-Kleid besonders lang ist, läßt man
die Tunique ganz fort. Aehnlich ergeht es dem Costüm: man gibt ihm an
Länge zu, was man ihm an Tunique nimmt. Während die Robe runde bis-
her hinten eben nur bis zum Boden reichte, hat sie sich jetzt hinten um un-
gefähr 25—30 Centimeter, also bereits zu einer kleinen Schleppe verlängert.
Die Hauptfarben in dieser Saison sind weida, oliven, bronze, paon und
canard in mehr oder minder hellen oder dunklen Schattirungen. Als Gar-
nituren für elegantere Costüme (Wisten-Costüme) wird hauptsächlich echter Sam-

met (Shap) verwendet, entweder ganz in derselben oder dunkler schattirten
Farbe wie der Stoff. Man fertigt dergleichen Costüme entweder von epinglé
oder grosgrain faille.
Die Röcke haben meistens vorn unten herum eine etwas niedrigere Gar-
nituren und darüber schürzenartig eine kleine Tunique bis zur Seite, hinten
dagegen sind sie entweder von unten bis oben mit Volants oder plissé, oder
aber nur bis drei Viertel des Rockes garnirt. Man trägt in letzterem Fall
einen kleineren gezogenen Puff mit Schleiße darunter, der an der Seite an-
gebracht ist. Diese Art Garnituren ist sehr beliebt und wird besonders für ele-
gante Dinner- und Balltoiletten angewandt.
Die Farben für letztgenannte Kleider sind hauptsächlich reseda clair, bleu
polaire, rosa thé, ophélie.
Als Garnituren der Röcke werden sehr häufig schwarze Sammetstreifen mit
Blumenzweigen daran und Tüll, oder auch Tüll mit Sammetstreifen dazwi-
schen angewandt.
Die hohen Taillen dazu mit viereckigem Ausschnitt, halblangen Aermeln,
passend zur Garnituren des Kleides, und sehr viel außerdem mit einem ein-
fachen Fichu von Gaze Iris (weiß), das um den Ausschnitt herum geht und
an der linken Seite in ein durch eine Schleiße gehaltenes Ende ausgeht.
Sämmtliche Taillen sind hinten mit Schoß, vorn theilweise und, theils
auch mit kleinen Schößen bis zur Hüfte.
Balltoiletten werden ganz in Tüll, in Weiß hauptsächlich, sowie in den-
selben Farben wie die Dinner-toiletten gemacht, meist nur mit Blumen und
mit Sammet und Blumen garnirt.
Außer einfarbigen Kleidern werden eben so oft zwei Farben, wie
z. B. hellblau mit rosa, reseda hell mit rosa, helllila (ophélie) mit gelb (mais
d'Italie) zusammengestellt und zwar meistens so, daß das Tablier von einer
Farbe, z. B. gelb ist, das Ueberkleid lila, Taille ebenfalls lila, die dann wie-
der eine Art lila Weste hat, oder, wenn ausgeschlitten, eine Art Shawl tragen
in dieser Farbe.
Die Länge der Röcke für Dinner- und Ballkleider ist 1,75 bis 2 Meter.
Was die Stoffe anbelangt, so hat das Magazin von Herman Gerson
wie immer wieder eine Fülle des Schönen. Ich führe nur einige an:
Seidenstoffe, stumpfe, ripsartige Qualität, Grosgrain faille, in
hellen, matten Farben, Ciel Etoile, Vert Océan, Mais d'Italie, Pêche,
Ophélie etc.
Zu eleganten Gesellschaftsroben werden zwei helle Farben zusammenge-
stellt im Stil Watteau, z. B. Ciel Polaire und Rose tendre, Lilas Watteau
und Vert Céladon, Mais d'Italie und Ciel Indien, Rose Thé und Ciel etc.
Arrangirt werden diese Roben, indem man die eine Farbe zum Kleide,
die zweite zu einem breiten Bordereinsatz und Garnituren nimmt.
Zu dunkleren Broden- und Balltoiletten trägt man denselben Seidenstoff in
folgenden neuen Farben: Bronze, Reseda, Marinier, Canard, Brouillard,
Olive etc. und besteht auch bei diesen Roben die Garnituren in einer hellen,
ziemlich absteigenden Farbe.
Für bescheidenere Wünsche: Broché fond noir und jardinière und Rayés
auf weißem Fond mit Atlasstreifen. Vereinzelt größere Dessins in Chiné
und Damassé.
Zu leichten Ballroben von Tariatana, Tulle und Crêpe stellt man
ebenfalls zwei helle Farben à la Watteau zusammen. Billiger sind die Tar-
latana mit Gold, Silber und farbig bedruckt, in abgepaßten Roben mit
Tuniques und Volants.
Als Ueberwürfe auf uni Tulle und Crêpe-Röcke, brochirte Tulle-
Tuniques, Gaze broché in Weiß, Schwarz und farbig als Ueberkleid für
Seidenstoffe zu tragen.
Zu wärmeren Ballstoffen für den Winter zeichnen sich besonders
die Vigogno-Stoffe aus, sowohl uni in allen neuen Farben, als auch in rayés
und broché.
Zu Fichus, Schleißen etc. wird hauptsächlich Crêpe de chine in allen
Farben verwendet, erstere werden gestickt und mit langer Franze in derselben
Farbe versehen, letztere als Haar- und Halsschleiße mit Atlas, Spitzen etc.
garnirt.
Das Neueste und Reizendste in Theater-Capoten ist die Façon Cliaff.
Bastischier mit farbigem Foulard-Einsatz und waschbar, für Herren
und Damen, auch Foulard-Tücher in euer und unbestimmten Farben, mit
roth, braun, lilas, blau etc. eingefärbt. Ebenfalls bei Gerson! Entzückend!
Man trägt Leber-Gürtel mit Weichlag und Chatolaine zum Anhän-
gen des Schirms. Letztere, die Damen-Regenschirme, zeichnen sich durch beson-
ders starken und sehr kurzen Stod aus.
Des Schlußes hat mich der Künstler durch die Anfangsbignette überho-
ben. Leider ist es mir nicht vergönnt, wie der galante Herr der Dame mei-
nes Herzens — denn das bist du, liebe Besterin — einen Strauß zu Füßen
zu legen. Aber von ganzer Seele wünsche ich dir „Glück zum neuen Jahr!“

